

Zweite Ausbildung

Heinz E. aus Königsberg (heute russisch Kaliningrad) mit der Familie nach Bayern geflohen berichtet, wie er seine einstige Qualifikation (Buchdrucker) ablegen musste, um in der Nachkriegszeit zu überleben. In diesem Abschnitt seines sehr umfassenden Berichtes erzählt er, wie er an seinen neuen Ausbildungsplatz (Bäckereilehrling) kam. Außerdem werden Alltäglichkeiten aus dem besetzten Deutschland erzählt, die ein authentisches Bild davon geben, wie sich die unmittelbare Nachkriegsgesellschaft trotz großer Not vergnügt hat. Das Ende dieses Berichtes stellt die Währungsreform dar.

Also Frieda hatte nun einen Arbeitsplatz gefunden und wohnte damals kurzfristig mit Erlaubnis der Familie L. bei Erna im Zimmer. Auch ich machte mich nun Ende März 1946 auf den Weg nach Bad Homburg zwecks Arbeitssuche. Es war für mich klar geworden, dass ich den Beruf des Buchdruckers nicht mehr fortsetzen konnte. Ich war damals auf Unterkunft und Verpflegung dringend angewiesen, genau so wie Erna und Frieda. Es war damals noch üblich, dass in manchen Wirtschaftszweigen der Arbeitgeber außer Lohn noch Kost und Logis geboten hat. Das war für uns die einzige große Chance wieder im Leben Fuß zu fassen. Insbesondere Flüchtlinge und Vertriebene hatten es da besonders schwer. Wir konnten uns nicht darauf verlassen, dass da ein Wunder geschehen und sich alles von selbst wieder regeln würde. Wo sich eine Gelegenheit zur Arbeit bot, wurde zugegriffen. So war es auch mit der Berufswahl. Hätte ich da noch lange wählen wollen, so wäre ich ohne Berufsausbildung geblieben.

Die Familie L. besaß damals einen Betrieb für Backhilfsmittel und Bäckereizubehör. Die Firma nannte sich Gebrüder J. und war in Frankfurt-Bonames angesiedelt. So kann ich mich in dieser Sache erinnern. Erna war ja bekanntlich bei dieser Familie als Köchin angestellt. Durch den Vertrieb von Backhilfsmitteln hatte die Familie L. Kontakte zu Bäckereien. Dadurch war bekannt geworden, dass die Bäckerei Adolf Sch. in Bad Homburg, bereit war, einen Bäckerlehrling einzustellen. Auf Empfehlung von Herrn L. habe ich mich dann bei Sch. vorgestellt und wurde auch als Bäckerlehrling eingestellt. Am 01. April 1946 begann ich dann mit der Ausbildung. Es war keinesfalls mein Wunschberuf, aber es gab damals keine andere Möglichkeit und keinen Ausweg für mich.

Ich bekam von meinem Lehrherrn Kost und Logis geboten, was in damaliger Zeit sehr wichtig für mich war. Als finanziellen Lohn gab es im ersten Lehrjahr außerdem pro Woche eine Reichsmark. Das Geld hatte damals sowieso kaum einen Wert, denn es gab in den Geschäften nichts zu kaufen. Die Inflation setzte sich immer weiter fort. Der Schwarzmarkt blühte. Wenn man auf

Lebensmittelmarken oder Bezugsscheine einkaufte, waren in den Geschäften die Preise normal gehalten.

Hier einige Vergleiche: 2 Brötchen = 5 Pfennige; ein großes dunkles Brot von 1500 g = 45 Pfennige.

Der Normalverdienst eines Arbeiters betrug pro Stunde ca. 30 bis 50 Pfennige. Ein Wochenlohn betrug je nach Länge der Arbeitszeit 20 bis 30 Reichsmark. Die Haare bekam ich damals für 75 Pfennige geschnitten. Wer sich etwas mehr leisten wollte, musste auf dem Schwarzmarkt kaufen oder tauschen. So etwas musste stets heimlich geschehen. Man sprach damals von der „Zigarettenwährung“, denn für amerikanische Zigaretten bekam jeder, was er sich wünschte. Eine Amizigarette kostete auf dem Schwarzmarkt fünf Reichsmark. Die Sorte „Pall Mall“, welche etwas länger als die üblichen waren, sogar sieben Reichsmark. Man merkte es schnell, mit dem Normalverdienst war hier nichts zu holen. Ein Pfund (500 g) Zucker kostete ca. 30 bis 40 Reichsmark auf dem Schwarzmarkt. Das entsprach einem ganzen Wochenlohn. Wer an Amizigaretten herankam, war ein reicher Mann. Daher waren zivile Arbeitsplätze bei den Amerikanern sehr gesucht.

Die deutschen Mädchen gingen sehr oft Bekanntschaften mit amerikanischen Soldaten ein. Daher hatten diese jungen Damen auch keine materielle Not zu leiden. Schokolade und Zigaretten waren da immer ausreichend vorhanden. Solchen vorübergehenden Vorteilen folgten sehr oft bald die Nachteile. So manches Amiliebchen war plötzlich schwanger und plötzlich war dann der Soldat zu einer anderen Einheit mit unbekanntem Ziel versetzt worden. Aber auch manches deutsche Mädchen hat nach USA geheiratet. In Bad Homburg waren im Kurviertel viele Hotelgebäude, aber auch private Anwesen für die Amerikaner beschlagnahmt worden. Ich könnte noch vieles über diese Zustände berichten.

Aber nun wieder zu Erna, Frieda und mir und meiner Bäckerlehre. Ich wohnte ebenfalls mit Erlaubnis der Familie L. mit Frieda bei Erna im Zimmer kurzfristig zusammen. Am 1. April 1946 sind dann Frieda und ich zu unseren Arbeitsplätzen umgezogen. Der Anfang eines neuen Lebens war gemacht. Die Familie L. hatte in England Verwandte und bekam von daher Lebensmittelpakete geschickt. Außerdem waren durch den Handel mit Bäckereiartikeln in Sachen Lebensmittelversorgung keine Nöte zu verzeichnen. Davon hatte auch Erna profitiert. Die Familie B. hatte im Auftrag der Amerikaner für die Soldaten Eiscrème hergestellt und war daher ebenfalls für damalige Verhältnisse gut versorgt. Auch an Zigaretten hatte es dort nicht gemangelt. Dadurch hatte auch Frieda genug zu essen bekommen. Durch meine Lehre mit Kost und Unterkunft habe auch ich keinen Hunger zu leiden gehabt. In der Zeit des Hungers und der großen Not waren wir doch gut versorgt. Alles dieses ist mit der Vermittlung durch Erna und Familie L. möglich gewesen. Jetzt kam es auf uns selber an, was

ein jeder daraus machte. Wir haben alle viel arbeiten müssen in unseren jeweiligen Anstellungen. Keinem ist etwas geschenkt worden. Lange Arbeitszeiten waren damals üblich. Aber wir waren zufrieden, denn andere hatten es sehr viel schlechter. Überhaupt hatte ich den Eindruck, dass kaum jemand große Klagen führte. Alle waren doch froh, dass der Krieg endlich vorbei war und da kam doch Hoffnung auf. Ehefrauen und Eltern warteten nun auf die Heimkehr der Ehemänner und Söhne aus der Kriegsgefangenschaft. Leider ist so manche Hoffnung aber nicht in Erfüllung gegangen, denn der Mann oder der Sohn ist nie mehr nach Hause gekommen. Da habe ich wieder mal an mich denken müssen, weil ich mit viel Glück am Militärdienst vorbei gekommen bin. So war ich dann mit meinem Schicksal doch zufrieden.

So begann ich nun mit meiner Bäckerlehre, und ich wusste, dass ich für damalige Verhältnisse schon ein älterer Lehrling war. In der Backstube waren noch zwei weitere Lehrlinge im zweiten und im dritten Lehrjahr. Der im dritten Lehrjahr war in meinem Alter, der andere sogar ein Jahr jünger als ich. Das hatte zunächst zur Folge, dass man versucht hatte mich herum zu kommandieren. In einer „handfesten“ Auseinandersetzung habe ich diese Angelegenheit zu meinem Vorteil entschieden. Zwar war ich der letzte Lehrling, aber nicht der letzte Trottel. Wir sind dann ein gutes Gespann geworden, denn ich wurde respektiert.

Übrigens: Ein Jahr später kam ein neuer Lehrling dazu, Horst K. Dieser ist 1953 mit seiner Familie nach Kanada ausgewandert.

Also, jetzt will ich aber wieder die Reihenfolge meiner Erzählung einhalten. Arbeitsbeginn war um vier Uhr früh, an Samstagen und vor Feiertagen ist schon um zwei Uhr begonnen worden. Ich habe zunächst kurzfristig bei einer Familie M. in der Wallstraße eine Schlafstelle gehabt, weil bei Sch. diese noch nicht eingerichtet war.

Auf so einen frühen Arbeitsbeginn musste ich mich nun erst mal einstellen. Wenn der Wecker klingelte bin ich sofort aus dem Bett. Zu spät am Arbeitsplatz erscheinen, das durfte und konnte ich mir nicht erlauben. Kein Lehrmeister hätte dafür Verständnis gehabt. So war ich stets zeitig an meinem Arbeitsplatz. So gegen sieben Uhr war ich dann mit den beiden anderen Lehrlingen beim Frühstück in der Küche. Endlich mal wieder richtig satt essen. Auch wenn es damals nur Brötchen von dunklem Weizenmehl gab, ohne jeden Aufstrich. Nach dem Frühstück bin ich dann mit dem Vater von Frau Sch., Herrn Christian W., zum Holzhacken gegangen. Es war damals mit dem Brennmaterial für die Backöfen nicht gut bestellt. Die Bäcker haben jeweils nur ein gewisses Kontingent zugeteilt bekommen. So war jeder Bäcker bestrebt sich noch anderweitig mit Brennmaterial zu versorgen. Da gab es seinerzeit in der Neuen Mauerstraße eine Holzhandlung O. Auf dem Hof dieser Holzhandlung lagen einige größere Baumwurzeln. Herr Weller und ich haben diese Baumstümpfe mit Eisenkeilen, Hammer, Säge und Äxten zerkleinert. Das gab wieder mal Brennholz

für den Backofen. So ging es nun mehrere Tage weiter. Sogar Sägemehl ist im Backofen zwischendurch verfeuert worden. Die Familie Sch. besaß auch am Wingertsbergweg damals einen großen Garten. Hier wurden außer Obst auch viel Gemüse und Kartoffeln angebaut. Es war also selbstverständlich, dass ein jeder, welcher bei Sch. am Tisch mitgegessen hat, auch im Garten bei der Gartenarbeit mitgeholfen hat. Besonders Herr W. und wir Lehrlinge waren am meisten damit beschäftigt. Aber zunächst musste in der Backstube alles fertig sein. Auch die Lehrmädchen im Verkauf sind gelegentlich im Garten tätig gewesen.

Wie bereits erwähnt begann meine Arbeit jeden Morgen um vier Uhr. So gegen 15 Uhr waren wir in der Backstube und mit dem Brot ausfahren fertig. Dann ging es sehr oft im Garten weiter. So gegen 18 Uhr endete dann der Arbeitstag. Das waren dann an vielen Tagen bis zu 14 Stunden Arbeitszeit. Überhaupt waren die Arbeitszeiten damals sehr viel länger als heute, nicht nur bei den Bäckern. Auch der Einsatz von Maschinen war sehr gering. Trotz allen Unzulänglichkeiten nach dem Kriegsende waren die Menschen doch im allgemeinen zufrieden, obwohl es Lebensmittel nur auf Marken gab. Auch für Bekleidung und viele Gebrauchsartikel waren Bezugsscheine nötig. Da wurden damals Bucheckern gegen Speiseöl eingetauscht. Wer also seine Lebensmittelversorgung verbessern wollte, hat im Wald in der Herbstzeit von den Buchenbäumen die herabgefallenen Bucheckern gesammelt. Von diesen Buchensamen wurde dann Speiseöl gepresst. Auch bei Sch. wurde also ein Tag zum Bucheckernsammeln vorgesehen. Mit mehreren Leuten sind wir also nach fertiger Arbeit in der Backstube in den Homburger Hardtwald gegangen. Neben dem „Hardtwaldrestaurant“ begannen wir mit dem Sammeln. Da aber auf dem Erdboden nicht viel zu finden war, bin ich auf eine Buche geklettert, um die Äste zu schütteln. Im damaligen Alter von 17 Jahren war ich recht flink im Klettern und schnell im Baum hochgeklettert. Plötzlich brach ein Ast und ich verlor den Halt. Die unteren Äste bremsten den Fall etwas ab, aber ich konnte keinen Ast mehr richtig zu fassen bekommen. Also landete ich sehr unsanft auf dem Erdboden. Folge: Rechter Arm hinter dem Handgelenk gebrochen und Prellungen am ganzen Körper. In diesem Zusammenhang fällt mir ein, dass ich mir bereits den linken Arm bei einer Sportveranstaltung der „Hitler Jugend“ in Königsberg gebrochen hatte.

Ich war nun für einige Zeit im Kreiskrankenhaus untergebracht, wurde aber bald mit Gipsarm entlassen. In der Backstube konnte ich nicht arbeiten, denn man braucht dazu beide Hände und Arme. Meine Hauptaufgabe war nun „Brotausfahren“ mit einem kleinen Handwagen, denn auch mit dem Lastenfahrrad ging das nicht mehr mit einem Arm. Ich bekam den Handwagen mit Brotkörben vollgeladen. Damit habe ich dann die Geschäfte beliefert. Auch

Privatkunden habe ich zu Fuß mit Brot und Brötchen beliefert. Aber alles geht einmal vorüber und nach vielleicht sechs Wochen habe ich wieder in der Backstube mitgearbeitet.

Nachzutragen ist jetzt noch, dass ich nach Beginn meiner Lehre bald ein Zimmer im Haus Sch. bekommen habe. Dieses Zimmer habe ich mit dem gleichaltrigen Lehrling geteilt, welcher damals schon im dritten Lehrjahr war.

Eine bemerkenswerte Begebenheit fällt mir jetzt wieder ein. Es war ungefähr im Spätsommer des Jahres 1946. Die damalige Militärregierung übte auch polizeiliche Hoheitsrechte in der Besatzungszone aus. Wie allgemein bekannt sein dürfte, war mit der MP (Militär Polizei) nicht gut Kirschen essen. Diese MP hat auch hart und energisch durchgegriffen und das nicht nur bei den amerikanischen Soldaten. Vor der „MP“ hatte man schon Respekt.

Es war nun folgendes geschehen: Neben dem Haus Sch. in der Louisenstraße befand sich eine kleine Kneipe, in welcher wieder ein dünn eingebrantes Bier ausgeschenkt wurde. Im selben Haus war auch das „Helipa“ Kino. Heute befindet sich dort der „HL“-Supermarkt. Der Pächter der Kneipe hieß M., wie ich mich zu erinnern glaube.

Nach getaner Arbeit an einem warmen Spätsommertag sind mein Zimmergenosse und Mitlehrling und ich in diese Kneipe eingekehrt, um mal so ein Dünnbier zu trinken. Da saßen wir nun vor unseren Gläsern, als plötzlich von außen die „MP“ durch die Fenster sah. Die beiden Militärpolizisten kamen auch gleich in die Kneipe herein und direkt auf unseren Tisch zu. Sie wollten unsere Pässe sehen. Wir haben an nichts Schlimmes gedacht, denn unsere Geburtsurkunden hatten wir stets dabei. Dann packte einer der Amis meinen Kollegen und zog ihn vom Stuhl hoch vor ein Plakat, welches an der Wand hing. Dort musste er den deutschen Text vorlesen, wo geschrieben stand, dass Jugendliche unter 18 keinen Alkohol trinken durften. Da wir beide erst 17 Jahre alt waren, hat man uns regelrecht abgeführt. Wir gingen dann zwischen den zwei Militärpolizisten die Louisenstraße abwärts bis in die Ludwigstraße. Dort gab es damals das Hotel „Deutscher Hof“, wo sich heute der Seiteneingang der Wirbelsäulenklinik befindet. Hier hatte die Militärpolizei ihren Stützpunkt. Ein Dolmetscher gab uns gleich zu verstehen, dass man uns gleich einsperren wollte, oder wir sollten jeder 30 Reichsmark Strafe bezahlen. Wir haben uns für die Geldstrafe entschieden, denn hinter Schloss und Riegel zu kommen, war damals ein ungewisses Risiko. Wenn man bedenkt, was wir damals verdienten, so war es für uns sehr viel Geld. Auch der Wirt hat eine Geldstrafe erhalten. Das war damals Jugendschutz total. Und wie sieht es heute damit aus? Aber sonst hatte die Bevölkerung keine Probleme mit den Amerikanern. Das war eine kurze Rückblende in das Jahr 1946.

So gingen die Wintermonate dahin, mit einem 10 bis 12 Stundentag an sechs Wochentagen. Nur die Gartenarbeit hat in dieser Zeit geruht. Dann kam das Frühjahr 1947. Ich habe mich nun bei der Tanzschule L. angemeldet. Die Tanzstunden fanden in der Audenstraße statt. Hier befand sich damals ein kleiner Saal, welcher an der Rückseite der Bäckerei „Peter K.“ angrenzte. Ich glaube, diese Lokalität nannte sich „Münchner Kindl“. Daneben war ein kleines Filmtheater mit Namen „Thalia Lichtspiele“. Auch dem Naturfreundeverein habe ich mich angeschlossen, wo recht viele junge Leute Mitglied waren. Sehr oft bin ich dann mit anderen jungen Mitgliedern schon am Samstag nach Feierabend zu Fuß zum Sandplacken zum Naturfreundehaus gewandert. Am Sonntag ging es dann wieder nach Hause. Eine Fahrmöglichkeit gab es zum Feldberg und Sandplacken noch nicht.

Unser damaliger Tanzlehrer, Herr Fritz L., wohnte in Ober-Eschbach. Später gab er den Tanzunterricht auf, weil er das Bürgermeisteramt im damaligen noch selbständigen Ober-Eschbach angenommen hatte. Das geschah aber erst im Anfang der fünfziger Jahre.

Hier geht es aber im Jahr 1947 weiter. Ich besuchte freudig die Tanzstunde bei der Tanzschule L. Überhaupt war nach dem Krieg Tanzen die große Abwechslung für die Jugend. Langeweile und nur so herumhängen haben für mich niemals stattgefunden. Auch die anderen Jugendlichen, welche ich kannte, haben stets mit ihrer Freizeit etwas anzufangen gewusst. Die längeren Arbeitszeiten ließen das auch wenig zu.

Die ersten größeren Tanzveranstaltungen wurden wieder abgehalten. Überhaupt die Karnevalveranstaltungen waren stets sehr gut besucht, denn die Menschen wollten endlich wieder mal lustig und froh sein. Maskenbälle waren der große Renner. Nur Alkohol gab es da keinen. Außerdem musste jeder etwas zum Essen mitbringen, denn es gab ja nichts. Dünnbier war das einzige, das eingeschenkt worden ist. Noch nicht einmal Apfelwein wurde angeboten. Der Eintrittspreis betrug je nach Kapelle ein bis zwei Reichsmark. Alles Originalmusik, denn Verstärker und Lautsprecher waren noch unbekannt. Die Musiker mussten sich schon anstrengen ohne diese vielen Hilfsmittel, wie es heute bei Kapellen üblich ist. Dadurch konnte auch Stimmung bei den Besuchern aufkommen, was ja heute durch die große Lautstärke der Musik nicht mehr so gut möglich ist. Gespräche waren immer möglich und wurden nicht durch überlaute Musik gestört.

Aus der Zeit im Jahr 1947 fallen mir noch einige Begebenheiten ein, welche ich noch gerne schriftlich festhalten möchte. Bei Sch. sollte damals ein Kohleschuppen oder sonst irgendetwas gemauert werden, aber es gab keine Ziegelsteine zu kaufen. Das Kurhaus war durch Bombentreffer völlig zerstört worden. Wir Lehrlinge haben mithelfen müssen, aus den Trümmern Ziegelsteine zu besorgen. Diese wurden sauber geputzt und dann abgefahren. Es wurden für

den Wiederaufbau in den zerbombten Städten die Trümmersteine zermahlen und zu großen Hohlblocksteinen mit einer Zementmischung hergestellt. TVG-Steine wurden solche großen Mauersteine genannt (Abkürzung für: Trümmer-Verwertungs-Gesellschaft). Die heute sehr bekannte Firma „Peiker acoustic“ ist damals im Haus Sch. gegründet worden. Im Hinterhaus haben einige Leute zusammen mit Herrn P. mit der Arbeit und dem Aufbau der Firma begonnen. Niemand konnte damals ahnen, dass daraus ein so großes und bekanntes Unternehmen entstehen würde.

Wie ich schon berichtet habe, hatte meine Tante Frieda eine Anstellung im Haushalt bei Familie B. bekommen. Diese Familie B. hat Wohnmöglichkeiten für meine Großeltern und meine Tante Lina K.¹ in Bad Homburg beschaffen können. Irgendwann sind dann alle von Bernried nach Bad Homburg in dieser Zeit umgezogen. Meine Großeltern bekamen in einem Seitenbau in Kirdorf in der Herrenackerstraße bei einer Familie V. eine kleine Wohnung. Meine Tante Lina K. wohnte zur Untermiete in der Schleußnerstraße.

Mein Großvater begann damals sehr zu kränkeln. Die großen Strapazen der Flucht und Kummer und Gram über den Verlust des ganzen Vermögens jeder Art sowie der Heimat hatten ihn zermürbt. Die Früchte eines langen Arbeitslebens waren hinweggerafft. Die Jungen haben wieder neu beginnen können, aber die älteren Menschen? Im Jahre 1948 ist er dann im Alter von 70 Jahren verstorben. Auf dem Waldfriedhof wurde er beerdigt. Nach seinem Tod sind Herta und Reinhard dann von Holstein zu meiner Großmutter in die Wohnung in der Herrenackerstraße gezogen. Meine Großmutter hat dann für lange Zeit bei Herta und Reinhard gewohnt und gelebt, denn sie konnte alleine nicht mehr ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Die Nachkriegszeit, insbesondere die Zeit bis zur Währungsreform, war eine arme entbehrungsreiche Zeit gewesen. Da wurden bei Sch. im Auftrag, nur für die Amerikaner, Brötchen von ganz hellem Weizenmehl gebacken. Dieses Mehl wurde in groben hellen Leinensäcken angeliefert. Diese Leinensäcke waren bei der Bevölkerung sehr begehrt, weil man auch Bekleidungsstücke daraus anfertigen konnte. Meine Großmutter hatte für mich Unterhosen davon genäht. Auf den Unterhosen konnte man die Aufdrucke der amerikanischen Firmen lesen, welche das Mehl hergestellt hatten. Unterwäsche in der Qualität, wie wir sie heute kennen und überhaupt, gab es nicht zu kaufen. Daran kann man erkennen, welche schlechten Zustände es damals in Deutschland gegeben hatte. – Auch Zigaretten, Zigarren und losen Tabak konnte man nur auf Tabakmarken kaufen. Alles war knapp und rationiert in damaliger Zeit. Da wurden dann von den Rauchern selbst Tabakpflanzen in Gärten und sogar auf Balkonen ausgesät,

¹ Erna, Lina, Herta und Frieda waren die Schwestern seiner Mutter.

bzw. angepflanzt. Die unteren ausgereiften Blätter einer Pflanze hat man auf Schnüre aufgezogen und zum Trocknen im Schatten aufgehängt. Auf manchem Dachboden oder in der Scheune konnte man ganze Girlanden Tabakblätter hängen sehen. Jeder Raucher hatte sein „Geheimrezept“, wie er die getrockneten Tabakblätter weiterverarbeiten sollte. Sehr oft wurde der selbstgemachte Tabak mit gekauftem vermischt, um eine bessere Qualität zu erhalten. Für die Gesundheit war das alles niemals gut gewesen, aber es war nun mal so geschehen. Besonders starke Raucher haben sogar die weggeworfenen Kippen der Amerikaner auf der Straße aufgesammelt und unter den Eigenbau gemischt. Das war ganz besonders schädlich für die Gesundheit. Kaum zu glauben, aber es hatte so stattgefunden.

Über noch etwas Interessantes aus jener Nachkriegszeit möchte ich berichten. Es gab damals kaum Benzin und wenn überhaupt, so musste man eine Berechtigung dafür nachweisen können. So war ein sogenannter „Holzvergaser“ erfunden worden. Das war ein großer hoher Stahlkessel, in welchem kleingehacktes Holz angezündet wurde. Das Holz ist langsam verglüht und die dadurch entstandenen Gase haben den Motor angetrieben. Dieser Holzvergaser war bei Personenwagen an der Rückseite angebracht. Bei den Lastkraftwagen an der Seite hinter dem Führerhaus. Allerdings konnte keine große Leistung damit erzielt werden. Besonders auf Bergstrecken gab es Probleme.

Nicht nur die Bäcker hatten Probleme mit dem Brennmaterial, viel schlimmer sah es in den Privathaushalten aus. Die Leute besorgten sich gegen eine Gebühr beim Forstamt Holzlesescheine. Mit Handwagen und Fahrrädern sind die Menschen in die Wälder gefahren, um Holz zu holen. Auch wir sind mit ausgeliehenem Handwagen bis zum Herzberg gegangen, um dort Äste und sonstiges loses Holz zu sammeln. Dort oben gab es noch die dicksten Äste auf dem Boden zu finden. Herta, Reinhard und ich sind oft diesen weiten Weg gegangen, um das Holz dann bis nach Kirdorf zu bringen. Das waren immer anstrengende Tage, aber wir waren es nicht anders gewohnt und im Winter wollten wir auch nicht frieren. Dieses alles geschah in den Sommermonaten nach Feierabend. Oft haben wir für so einen Holzlesetag Urlaub genommen. Es gab für uns kein Rasten und Ruhen in der damaligen schweren Zeit.

Übrigens: Die Siegermächte haben in Deutschland ganze Maschinenparks,- und -anlagen abgebaut und fortgeschafft, soweit überhaupt noch etwas zu holen war. Besonders schlimm haben es die Russen² getrieben. Aber was hat es denn

² In Berichten dieser Art findet man immer wieder die Gleichsetzung der sowjetischen 'Roten Armee' mit dem Topos von 'dem Russen'. Richtig ist, dass die Lingua Franca der Sowjetunion Russisch war. Jedoch bestand die Sowjetunion zu jener Zeit aus 15 verschiedenen Unionsrepubliken. Darunter u.a. Belarus, Ukraine, aber auch Tadschikistan, Georgien, Litauen, Lettland, Estland oder Moldau, die jeweils eigene Sprachen und Kulturen haben. Viele der Republiken waren zuvor eigenständige Staaten und nicht freiwillig in die UdSSR gekommen, beispielsweise das Baltikum. In solchen Berichten wird die Sowjetunion somit fälschlicherweise mit Russland gleichgesetzt – dies rührt allerdings auch von der nationalsozialistischen Propaganda her, die die Sowjetunion ebenfalls mit Russland gleichsetzte.

insbesondere den Russen gebracht? Wir alle müssen doch klar sehen, wie weit ein Land kommt, wenn niemand bereit ist jederzeit für das allgemeine Wohl seines Landes zu arbeiten. Ein soziales Netz muss erarbeitet werden zum Wohle aller.

Die große Wende kam dann mit der Währungsreform am 21. Juni 1948. Die Reichsmark wurde ungültig. Es kam die neue Währung DM. Die „Deutsche Mark“ ist bis heute eine starke Währung in der Welt. Jeder bekam DM 40,- Handgeld, und nun endlich lohnte sich wieder das arbeiten. Der Schwarzmarkt hörte schlagartig auf. Schieber und sonstige Händler hatten keine Chance mehr. Man konnte für sein Geld wieder etwas bekommen, und das musste durch arbeiten verdient werden.

Das sogenannte „Wirtschaftswunder“ nahm seinen Anfang. Aber war dass denn nun wirklich ein Wunder, was damals begann? – Ich sage „nein“. Es war die große Leistungsbereitschaft von uns allen. Wir wollten doch aus dem Elend und der großen Not herauskommen. Die Ärmel mussten hochgekrempelt werden. Es hat sich gelohnt.

Wenn man alte Filme und Bilder aus der Nachkriegszeit sieht, kann ein jeder sehen, wie Deutschland in Trümmern gelegen hat. Die Hauptlast des Wiederaufbaus hat die Generation vor mir getragen, denn ich war ja erst 18/19 Jahre und bin da erst hineingewachsen. Das Fundament für die Zukunft wurde gelegt. Bereits sechs bis acht Jahre später war unsere Wirtschaft schon so erstarkt, dass Deutschland den Nachbarländern die Arbeitslosen abnehmen konnte, denn es fehlten hier Arbeitskräfte. Die ersten Gastarbeiter kamen damals aus Italien. Später folgten Spanier und Portugiesen und dann die Türken. Viele von diesen Gastarbeitern haben sich auch später selbständig gemacht, besonders in der Gastronomie. Aber das dürfte ja bekannt sein.